

# Der Pole Johannes Osmolski, ein Freund der Basler Gelehrten

Autor(en): **Barycz, Henryk**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **70 (1970)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117652>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Pole Johannes Osmolski, ein Freund der Basler Gelehrten

von

Henryk Barycz

Jan Osmolski stellt in der Geschichte der polnischen Renaissancekultur eine überaus interessante und bis zu einem gewissen Grade repräsentative Gestalt dar. Zu seinem außergewöhnlichen Format und seinem fremdartigen Charakter tragen einige Faktoren bei. Osmolski unterschied sich in seiner Art des Denkens und der Tätigkeit von den typischen Lebensformen des Adels im Polen jener Zeit; er kontrastierte stark mit der Tradition und den Bräuchen, die jene Lebensart bestimmten, obwohl er sich von gewissen feudalen Eigenheiten nicht befreien konnte, insbesondere der Streitsucht und Selbstherrlichkeit. Außerdem gehörte er zu den seltenen Persönlichkeiten in Polen, die, indem sie breite Beziehungen zu der Kultur des Westens unterhielten, nicht nur Konsumenten und Verehrer von dessen geistigen Werten waren, sondern sich darum bemühten, selber aktiv einzugreifen, und zwar an Standorten wie Basel und Nürnberg, d. h. an größeren kulturellen Zentren. Diese letztgenannte Seite der Tätigkeit des hohen Herrn auf Osmolice möchten wir im folgenden besprechen.

Osmolski stammte aus einem «uralten und bedeutenden Geschlecht des Lubliner Landes», wie sich der damalige polnische Heraldiker B. Paprocki ausdrückt. Die ökonomische Grundlage dieses Geschlechts bildeten zwei in der Nähe von Lublin gelegene Güterkomplexe: Prawiedniki und Osmolice. An letzterem befand sich die Hauptresidenz des Geschlechts, ein mächtiges, an einem See gelegenes Schloß.

Die Osmolskis waren schon früh an die Spitze der im Lubliner Land führenden kulturellen Geschlechter gerückt, wobei sie sich von den neuen Strömungen der Renaissance und Reformation hinreißen ließen. In diesem Geist gestaltete sich auch die Erziehung und die Denkweise von Jan Osmolski, dem letzten Sproß dieses Geschlechtes. Als der Basler Professor Johann Nikolaus Stupanus im Jahre 1577 Jan Osmolski der Gelehrtenwelt vorstellte, betonte er Folgendes, indem er sich auf die von dem Betroffenen selbst gelieferten autobiographischen Angaben stützte: «In früher Jugend

hast Du, durch verschiedene Länder wandernd, Deinen Geist durch die Kenntnis von Sprachen und vornehmen Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, veredelt. In diesen ausgebildet, hast Du Dich der Republik Polen ergeben und, die höchsten Ehrenposten einnehmend, standest Du lange ruhmreich an der Spitze». Diese Aufzeichnung ist vielsagend und gleichzeitig lakonisch. Versuchen wir sie durch die zugänglichen Quellen zu unterbauen\*. Im April 1525 finden wir in der Matrikel der Wiener Universität die Eintragung von Jan Osmolski (Joannes Oschmolsky). Nach zwanzig Jahren (1546) immatrikulierte er sich an der Leipziger Universität. Seinen Launen nachgebend, aber von unersättlichem Wissensdurst getrieben, zögerte er nicht, nach dreißig Jahren (1576), eine abermalige formelle Eintragung in die Matrikel der Basler Universität vornehmen zu lassen. Dabei ist die Tatsache bezeichnend, daß Osmolski den deutschen Universitäten den Vorzug

\* Der vorliegende Artikel ist ein Auszug aus der ausführlichen Abhandlung «Der Freund und Mäzen der ausländischen Gelehrten», die einen Bestandteil meines Buches «W blaskach epoki odrodzenia», Warschau 1968, bildet. Osmolski hat man bisher nur kleine Erwähnungen in der wissenschaftlichen Literatur gegönnt. Auf polnischer Seite sind dies: M. Wiszniewski, *Historia literatury polskiej*, t. IX; A. Brückner, *Nowe przyczynki do dzieł J. Kochanowskiego*, Ateneum 1891, t. II; L. Zalewski, *Biblioteka Seminarium Duchownego w Lublinie i biblioteki klasztorne w diecezji lubelskiej*, Lublin 1928, wo die Reste der Bibliothek besprochen wurden. An schweizerischer Literatur sind zu nennen: Werner Kaegi, *Machiavelli in Basel* (Basl. Zeitschr. f. Gesch. und Altertumsk., Bd. 39, 1940); Stanislaw Kot, *Basel und Polen* (Zeitschr. f. schweizer. Gesch., Bd. 30, 1950); Edgar Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel 1960, 2. 229.

Die wichtigsten handschriftlichen Quellen: Die Nationalbibliothek in Warschau, Różn. F. XVII 58, enthält wertvolle Akten zur privaten, öffentlichen und reformatorischen Tätigkeit von Osmolski. Über sein Verhältnis zum Basler Gelehrtenkreis vergleiche man seinen Brief an den Rektor der Basler Universität vom 12. VII 1566 (Staatsarchiv Basel), die Briefe an Professor Theodor Zwinger, dat. 1. und 11. V. 1579 sowie zwei weitere an denselben aus Nürnberg ohne Datum (ca. 1586/87, Universitäts-Bibl. Basel, Frey-Gryn. II 19, 189; G<sup>2</sup> II 8, 133; G<sup>2</sup> II 14, 139–141), acht Briefe an Professor Joh. Jac. Grynaeus (sechs aus Nürnberg mit den Daten: 25. IX 1586, gedr. bei Th. Wotschke, *Der Briefwechsel der Schweizer mit den Polen*, Leipzig 1908, S. 415/416; 18. X 1587, 28. I und 25. XI 1589, 7. III und 24. IV 1590 sowie zwei aus Osmolice geschriebene, nämlich vom 14. XI 1591, gedr. bei Wotschke a. O. 419/420, mit irrtümlichem Datum – 4. XI – und vom 8. III 1592; alles: Univ.-Bibl. Basel, G II 9). Material zum Streit mit Londrada a Portu: Urfehdenbuch der Stadt Basel, vol. XI, H. 2 (Staatsarchiv Basel); *Protocollo consistorii 1576–1595*, Einträge vom 23. XII 1579 und 25. II 1580 (Universitätsarchiv im Staatsarchiv Basel, B 1, Acta et decreta, v. I, 1482–1640). Über die Angelegenheit der Erbschaft Osmolskis in Basel orientiert der Brief seines Neffen Adam Gorajski an Joh. Jac. Grynaeus, dat. Osmolice, 8. VII 1594 (Univ.-Bibl. Basel, G II 5, 124/125).

gab, was durchaus damit übereinstimmen würde, daß er sich ganz allgemein von der deutschen städtischen Kultur angezogen fühlte.

Jedoch waren die Reisen Osmolskis zu allgemein kulturellen Zwecken zweifellos ausgedehnter und umfaßten außer Deutschland eine Reihe von anderen Ländern. Aus dem vertraulichen Ton des Briefes, den er im Juli 1566 an den «Rektor und andere Männer der berühmten Basler Akademie, Freunde und geschätzte Brüder» mit einer Empfehlung der an diese Universität geschickten Neffen brüderlicherseits richtete, durfte man schließen, daß er bereits vorher mit der ungewöhnlichen Atmosphäre dieses Milieus in Berührung gekommen war, einer Umgebung, die, wie er betonte, eine ausgezeichnete Gelegenheit bot, «unter den ehrlichsten und wahres Wissen besitzenden Männern» sowohl allgemeine Kultur und eigentliches Wissen als auch Tugend und Frömmigkeit «in der reinen und unbefleckten evangelischen Lehre» sich anzueignen. Er muß wohl auch längere Zeit in Italien gewesen sein, da er sich der Sprache der Landsleute Dantes geläufig bediente und gewisse italienische Redewendungen zu gebrauchen pflegte.

In seiner Heimat tauchte Osmolski in den sechziger Jahren des Jahrhunderts auf einem breiteren Schauplatz auf, indem er sich politisch mit der reformatorischen Partei des Adels oder den sogenannten Exekutionisten verband. Wie es scheint, stand er deren Führer, Hieronim Ossoliński, nahe. Er war auch Abgeordneter in einigen Sejms (Reichstagen): im Jahre 1564 in Parczow, im Jahre 1566 in Lublin, im Jahre 1570 in Warschau. Zu anderen Sejms fuhr er ganz privat, um den Debatten beizuwohnen, z. B. im Jahre 1567 zum Sejm in Piotrków, wo er zum Steuereinzahler der Lubliner Wojewodschaft berufen wurde. Daraus ist ersichtlich, daß die finanziellen Talente Osmolskis schon damals hoch eingeschätzt wurden.

Wie die meisten Anhänger der Exekutionsbewegung verbündete sich Osmolski mit dem Calvinismus. In der für ihn schweren Zeit der Spaltung, als die radikalen Strömungen, die die Lehre von der Dreifaltigkeit bekämpften, die Oberhand zu gewinnen begannen, übernahm er im Jahre 1562 die Würde eines weltlichen Seniors des Lubliner Distrikts. Die Religionsangelegenheiten hatten ihn bereits früher interessiert, z. B. die Polemik mit dem Nuntius A. Lippomani, und dies sowohl von der organisatorisch-kirchlichen als auch von der Lehre und von der politischen Seite her. Wie aufmerksam er den Prozeß der in zwei Richtungen auseinanderfallenden calvinistischen Bewegung beobachtet und registriert hat, einerseits in eine «größere Kirche», die die orthodoxen, mit der helvetischen Konfession verbundenen Elemente zusammenfaßte,

andererseits in eine kleinere, die arianische Gemeinde, bezeugt das wertvolle, umfangreiche handgeschriebene «Kopialbuch» Osmolskis (die sogenannte Sylva), heute eine Zierde der Handschriften der Nationalbibliothek. Es umfaßt verschiedene interessante literarische Dokumente, u. a. die infolge der nichtorthodoxen Kapitel gegen das Papsttum ungedruckt gebliebenen Elegien des hervorragenden Dichters Jan Kochanowski sowie solche politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, sittengeschichtlichen und persönlichen Inhalts, welche das Polen zur Zeit des Königs Zygmunt August illustrieren und zugleich das Interesse Osmolskis für den sich abspielenden Konfessionsstreit hervorheben. In dieser Sylva befinden sich außerdem Äußerungen Calvins und der Führer der italienischen Kirche in Genf über die Grundsätze der Lehre Giorgio Blandratas, das unitarische Glaubensbekenntnis von Gregor Pauli, Beschlüsse der Krakauer Synode vom Oktober 1562 über diese Frage, Traktate über das Heilige Abendmahl, welche den Einfluß der anabaptistischen Doktrin des Martin Czechowic und seiner Gefährten verraten. Von der ökonomisch-politischen Seite her interessant und für die reformatorische Bewegung typisch ist eine Berechnung des Verhältnisses des weltlichen (königlichen) Bodenbesitzes sowie des adeligen Besitzes zum kirchlichen Besitz.

Osmolski gehörte zu jener nicht zahlreichen Gruppe des polnischen Adels, für welche die Ökonomik, die Grundsätze der fachmännischen Bewirtschaftung des mobilen und immobilien Vermögens eine grundsätzliche Bedeutung besaßen. Seine Devise war nicht die berühmte Redewendung des Adels: «Borge, aber gib einen üppigen Schmaus», sondern: «Mögen die Ausgaben die Einnahmen nicht übersteigen». Im Sinne dieses Grundsatzes entwickelte er auf seinen Gütern neuzeitlichere Bewirtschaftungsarten, führte die Meliorationen der Wiesen durch, notierte in seiner Sylva die Löhne angestellter Arbeiter, aber auch die Gestaltung der Butter- und Fleischpreise. Was aber seine frühkapitalistische Blickrichtung noch besser kennzeichnet, war sein klarer Blick, mit dem er die höhere Rentabilität der städtischen Wirtschaft gegenüber derjenigen des Bodenbesitzes erkannte, und in dieser Richtung führte er Geldgeschäfte durch.

Die Persönlichkeit Osmolskis vereinigt große Gegensätze; mit einer realistischen ökonomischen Einstellung verbanden sich große künstlerische Sensibilität und die Vorliebe für Literatur und Wissenschaft. Er war befreundet mit Dichtern, verfolgte eifrig die Anfänge des Schaffens von Jan Kochanowski, stand in engen brüderlich-freundschaftlichen Beziehungen zu dem Vater der nationalen Literatur, Mikolaj Rej. Als Mäzen geizte er nicht mit

dem Gelde, erzog z. B. auf eigene Kosten Marcin Chmielek oder Chmielecki, den späteren Professor der Medizin und Rektor der Basler Universität.

Osmolski hatte eine große Vorliebe für die Botanik; davon zeugen sowohl Bücher aus diesem Wissensgebiet, die sich in seiner Bibliothek befanden als auch die von ihm angelegten Herbarien. Ein unbekannter Autor schrieb sogar ein besonderes Gedicht «Auf das Gärtchen von J. Osmolski». Ein ähnliches Renaissance-Viridarium besaß er in Basel, das für ihn ein Ort der Ruhe und der Inspiration für seine Betrachtungen sein sollte.

Von den ausgebreiteten Bildungsinteressen Osmolskis zeugt auch seine große, bis zu seinem Lebensende gepflegte und vermehrte Bibliothek. Von ihr sind nur Fetzen übriggeblieben, etwa ein Dutzend Bände, vorwiegend medizinisch-naturwissenschaftlichen Inhalts, die unter unbekanntem Umständen nach seinem Tode in die Bibliothek des Piaristenklosters in Opole im Lubliner Land gelangten. Osmolski kümmerte sich ebenfalls um die ästhetische Ausgestaltung seiner Büchersammlung. Die Bücher waren in weißes Pergament eingebunden und mit einem Super-Exlibris versehen. Die Pressung wies verschiedene Varianten auf. Im Schild des Super-Exlibris prangte das Wappen Bończa oder Einhorn, in der Umrandung war die Eigentumsaufschrift «Ioannis Osmolski de Prawiedniki» zu lesen sowie die Devise «Sustine et Abstine». Oben über dem Wappen waren die Initialen I. O. hinzugefügt.

Doch war das Leben voller Freude des Herrn auf Osmolice von einem schweren Schatten begleitet, der Untreue seiner Gattin oder auch nur des Verdachtes, daß sie ihm die Treue breche. Die Angelegenheit wurde noch durch die Verschiedenheit des Glaubens komplizierter; Anna Osmolska, geborene Czyżowska, war Katholikin. Der Bruder oder der Vater Annas, der Kastellan von Połaniec, suchte einen Ausweg aus der Situation; wahrscheinlich spielten Vermögensangelegenheiten in die Affäre. Infolge des Religionsunterschiedes der Eheleute war die einzige Lösung die Vorladung des argwöhnischen Ehemannes vor das königliche Gericht.

Es waren die Zeiten des ersten und des zweiten Interregnums (1572–1576), die Zeit der scharfen Zusammenstöße und der politischen Leidenschaften, welche die weiteren Geschehnisse Osmolskis in entscheidender Weise beeinflussten. Sein Standpunkt im ersten Interregnum ist uns unbekannt. Zieht man seine spätere antifranzösische Einstellung und auch die Orientation des mächtigen Geschlechts der Firlejs, mit denen er verwandt war, in Betracht, so

muß er bestimmt gegen die Kandidatur von Henri de Valois Stellung bezogen haben. Es ist sogar möglich, daß er schon damals den Habsburger Bestrebungen gewogen war und im Zusammenhang damit Verbindungen mit dem kaiserlichen Gesandten A. Dudith-Sbardellati anknüpfte. Ein Licht auf die prohabsburgische Einstellung Osmolskis wirft sein Auftreten im Namen des Lubliner Adels im November 1575 auf der Tagung in Jędrzejów in der Zeit des zweiten Interregnums. Zwar votierte er aus taktischen Gründen damals für die Kandidatur des Piasten, das heißt eines Landsmannes, aber gleichzeitig gab er seiner Verwunderung Ausdruck, daß «unter so vielen Kandidaturen alle vor allen Österreich verschmähen, andere es dagegen übergehen», wobei er die bedeutenden Bedenken nicht verhehlte, daß «dies nicht absichtlich zwecks Ausschließung der Kandidatur Österreichs und Aufzwingung einer anderen geschehe».

Die leidenschaftlichen Kämpfe und Streitigkeiten, die ans Tageslicht tretenden anarchistischen Elemente, schließlich die nicht nach Osmolskis Wunsch durchgeführte Wahl des Wojewoden von Siebenbürgen Stefan Batory auf den polnischen Thron, erweckten im Herrn auf Prawiedniki eine Abscheu, die sich nicht beherrschen ließ. Um sich von der «schwülen Erregung» (*animi perturbationibus*), hervorgerufen durch «jene neuen und häuslichen Zwiespalte», zu befreien, entschloß er sich, zum Zeichen des Protestes die öffentliche Arbeit aufzugeben und – noch mehr – ins Ausland zu fahren. Die Expatriierung sollte ihm Ruhe und ein Leben in Kontemplation sichern sowie weitere Studien erleichtern, «mit denen er einstmals seinen Geist veredelt hatte», und dies fern von den ihn provozierenden politischen Konflikten. Dieser Wegzug aus dem Vaterland vollzog sich allerdings nur teilweise, denn seine Landgüter ließ er in der Heimat zurück. Er nahm jedoch einen nicht geringen Schatz in Bargeld mit, und zwar mehr als 80 000 «bare Taler», wie der gut informierte zeitgenössische polnische Historiker angibt.

Als Wohnort wählte Jan Osmolski Basel, ein Milieu, das ihm besonders zusagte und für das er, wie er bereits im Jahre 1566 versichert hatte, in Polen als Propagator und Fürsprecher auftreten wollte. Dabei ahnte er nicht, welche Rolle diese Stadt in seinem Leben spielen würde. Als er in der «gelehrten» Stadt ankam, trug er sich zuerst in die Universitätsmatrikel ein (als 65. «Student» im Winterhalbjahr 1575/76), wobei er als Eintragegebühr einen ungarischen Dukaten bezahlte. Rasch ging er daran, die ihm entsprechenden Lebensbedingungen zu schaffen. Das mitgebrachte Kapital legte er zu günstigen Zinsen teilweise bei der städtischen

Haushaltung an, wodurch er sich eine ungewöhnlich behagliche Existenzgrundlage schuf. In dem erworbenen prächtigen Haus im Zentrum der Stadt, in der Nähe des Münsters, der Universität und des Marktes, richtete er sich eine herrschaftliche Residenz ein; sie verfügte über einen großen Garten sowie einen Weinberg.

Diese ihm zusagenden äußeren Existenzbedingungen passen zu der ihm eigenen aktiven Lebensart; sie bilden die Voraussetzung zu der kulturellen Tätigkeit, die er nun entfaltete. Er besuchte öffentliche Vorträge an der Universität, knüpfte Beziehungen an und schloß Freundschaften mit hervorragenden Vertretern von Wissenschaft und Literatur, namentlich mit Theodor Zwinger, Johann Nikolaus Stupanus und Johann Jakob Grynaeus, wobei er in seiner Residenz schon bald eine Art kulturellen Salon (*avant la lettre*) einrichtete.

Von unersättlichem Wissensdrang getrieben, begann er sogar bei Stupanus Privatstunden in der geliebten Mathematik zu nehmen. Dabei zeigte sich schon bald, daß der Schüler den Meister in seinen Kenntnissen überragte. Letzterer zögerte nicht, öffentlich zu bekennen, daß er von dem Polen so manches lernen könne. Zwar machte die sonstige starke Beanspruchung beider Männer diesem Unterricht bald ein Ende; doch findet sich ein anderes Zeugnis ihrer Zusammenarbeit. Stupanus, der das Interesse seines vornehmen Schülers anregen und in Gang halten wollte, veröffentlichte im Jahre 1577 eine Sammlung von Traktaten aus dem Bereich des Vermessungswesens, der Physik und der Astronomie. Das Buch enthält nicht nur das kleine Werk des Franzosen Abel Fullovius über das von ihm erfundene neue Meßinstrument, den sogenannten Holometer, sondern auch zwei Schriften des Professors der Mathematik aus Padua, Federicus Delphinus, erstens die Disputation: «Über die Verschiedenartigkeit der Meeresbewegung», sodann den Traktat «Über die Kreisung der achten Sphäre». Zur ganzen Publikation lieferte Stupanus ein Vorwort nebst einer Widmung an Osmolski. Gestützt auf die ihm von Osmolski selbst gelieferten Angaben entwarf Stupanus in diesem Vorwort voller Sympathie die biographische Silhouette des polnischen Mäzens und Freundes der Wissenschaft. Damit war Osmolski gewissermaßen der wissenschaftlich-literarischen Welt vorgestellt.

Zweifellos führte die Vorliebe für die Mathematik den polnischen Ankömmling ebenfalls in die Nähe einer anderen ungemein interessanten Basler Gelehrten-gestalt, derjenigen von Christian Wurstisen, dieser selber Mathematiker, Astronom, Theologe, Philologe, Historiker und Memoirenschreiber in einer Person. In die Geschichte der exakten Wissenschaften ist er nicht nur als

Autor eines ausgezeichneten lange Zeit hindurch benutzten Lehrbuchs (*Doctrina mathematica*) eingegangen, sondern vor allem als überzeugter Anhänger der Lehre des Kopernikus. Die nahen Beziehungen Osmolskis zu Wurstisen führten bei den lebhaften intellektuellen Interessen des polnischen Ankömmlings vielleicht sogar dazu, daß der Basler Mathematiker ihn in die kopernikanische, im fernen Sarmatien entstandene Doktrin einweihte. Kein Wunder, daß die Nachricht vom unerwarteten Tode Wurstisens (1588) und vom nahezu zur gleichen Zeit erfolgten Hinschied Theodor Zwingers bei Osmolski größtes Bedauern hervorrief.

Diese intellektuellen «otia» unterbrach am Ende des Jahres 1578 Osmolski selbst, indem er die Normalisierung der Verhältnisse in seiner Heimat auszunützen versuchte und diese zu besuchen beschloß. In Basel ließ er seinen Pflegesohn, den aktiven Studenten Marcin Chmielecki (in der Matrikel am 3. März 1578 eingetragen) sowie seinen Neffen schwesterlicherseits Jan Drożdżewski (immatrikuliert am 26. Oktober desselben Jahres) zurück. Er selbst kam Anfang Februar 1579 während sehr starken Frostes in seinem Stammgut Osmolice an, über Freiburg in Br., wo er sich in die dortige katholische Universität am 18. November 1578 eintrug, jedoch nicht lange aufhielt. Von Nürnberg her gelangte er nach Hause. Noch in Prag nahm er Verbindungen mit dem Hof Kaiser Rudolfs II. auf. Daheim entwickelte er sofort eine große Aktivität. Er bemühte sich um die Übermittlung von Nachrichten aus Wilna vom polnisch-moskowitzischen Kriegsschauplatz, organisierte über Nürnberg und Straßburg einen Briefwechsel mit seinen Basler Freunden, ja er versuchte in Kontakt mit A. Dudith zu treten, ohne zu wissen, daß dieser infolge seines Engagements in die Propaganda zugunsten der Kandidatur des Kaisers Maximilian II. für die polnische Krone aus Polen ausgewiesen worden war. Seine unangenehmste Mission bestand darin, von Andrzej Firlej, einem ehemaligen, in Basel 1575/76 immatrikulierten Studenten, eine bei Professor Theodor Zwinger aufgenommene Geldsumme einzutreiben. Die Chance, diesen Schuldbetrag zurückzuerlangen, war nicht gering, da der snobistische Firlej den heißen Wunsch hatte, daß in das allgemein gelesene «*Theatrum vitae humanae*» Zwingers einige Informationen über sein Geschlecht aufgenommen würden.

Osmolski gedachte jedoch, nicht lange in seiner Heimat zu bleiben; schon im Mai 1579 sagte er seine Ankunft in Basel für Ende des Herbstes oder etwa Anfang des Winters an. Und er hielt diesen Termin ein. Auf seiner Reise begleiteten ihn seine Neffen schwesterlicherseits, Piotr und Adam Gorajski, die in Basel zu studieren ge-

dachten; sie finden sich dementsprechend im Jahre 1579/80 in der Matrikel. Da geriet Osmolski bald nach seiner Rückkehr unerwartet in einen heftigen Streit mit dem jungen französischen Studenten Bernard Londrada a Portu S. Mariae. Der Grund des Streites war eigentlich nichtig, wenn auch recht originell. Londrada a Portu wollte gern den mächtigen polnischen Mäzen für sich gewinnen und hatte ihm zu diesem Zwecke sein kleines Büchlein von der Achaei gewidmet; von Osmolskis Vorurteil gegenüber dem französischen Volk wußte er jedoch nichts. Osmolski unterzog das ihm übersandte Büchlein einer scharfen Kritik, weil darin Fehler und Flegeleien enthalten seien. Die in scharfer Formulierung gerügten Mängel erregten den hitzigen Franzosen. Das aufbrausende Temperament der beiden Gegner tat das übrige, so daß sich der Streit verschärfte. Aus Wortwechseln kam es zu Beschimpfungen, massiven Drohungen mit Totschlag von seiten des Franzosen sowie zu weitem, in Gegenwart des Rektors ausgesprochenen Schmähungen, die die Ehre des Polen verletzten und in eine Aufforderung zum Duell mündeten. Letzten Endes kam die Angelegenheit vor Gericht, wurde an immer höhere Instanzen weitergewiesen, fand aber keine Erledigung, da die von den Zeugen gemachten Aussagen einander widersprachen. Vorschläge zur Beilegung des Streites, indem man den Franzosen zur Zurücknahme seiner Beleidigungen und Vorwürfe veranlassen wollte, führten anstatt zur Versöhnung zu einer neuen Welle von Drohungen von seiner Seite, da er nun ankündigte, daß er es dem «polnischen Baron» nicht gestatten würde, sich öffentlich auf der Straße zu zeigen.

Die Angelegenheit zog sich hoffnungslos dahin; die letzte Instanz, der Rat der Stadt Basel, erklärte sich nicht für zuständig und überwies die Angelegenheit an das Gericht des Rektors und suggerierte diesem, Londrada a Portu auf Grund einiger Zeugenaussagen zu ein paar Tagen Gefängnis und zum Verlassen der Stadt zu verurteilen. Tatsächlich bestrafte der akademische Senat den Franzosen im Dezember 1580 mit sieben Tagen Karzer. Dagegen wiesen die Stadtbehörden entgegen ihren ursprünglichen Absichten den Franzosen nicht aus Basel weg, ja sie gestatteten ihm, auf rechtem Wege eine Strafe für die gegen ihn erhobenen Beschimpfungen zu beantragen. Wir kennen den weiteren Lauf der Dinge nicht. Nach Jahren scheint sich a Portu nochmals als Student der Medizin in Basel wieder immatrikuliert zu haben und zwar unter dem Namen Bernardus Gilaeus Perrotus a Londrada a Portu S. Mariae, Aquitanus.

Dieser Streit und die damit verbundenen Skandale schwächten in den wissenschaftlichen Kreisen jedoch weder die Autorität

noch die Achtung und die Sympathie für Osmolski. Gerade im März dieses Jahres, 1580, erschien das historisch-theologische Werk von Johann Jakob Grynaeus «*Chronologia brevis evangelicae historiae logiquae artificii in epistola apostoli Pauli ad Romanos declaratio*» mit einer Widmung an die erwähnten Neffen Gorajski, wo der Verfasser neben der Hervorhebung der Verdienste der Ahnen und der zeitgenössischen Vertreter dieses Geschlechts deren Onkel als «den besten und den freigebigsten Mäzen der Gelehrten» pries, wobei er betonte, daß «*multis... generosis hominibus egregie praeleuceat ac singularis eius virtus et humanitas multis bonis viris solatio sit*». Von dem Ansehen, dessen sich Osmolski erfreute, zeugt in beredter Weise die Tatsache, daß, als im Jahre 1582 die Universität für den nach Basel gekommenen Théodore de Bèze einen Empfang veranstaltete, Jan Osmolski als einziger Nichtprofessor daran teilnahm.

Der Streit mit Bernard Londrada a Portu bestärkte Osmolski in seinen früheren Komplexen, nämlich in den in ihm bereits seit langem herauskristallisierten anti-französischen Phobien, die er nun auf die Gesamtheit der französischen Kultur und die französische Gesellschaft übertrug. Dadurch kam es in der Folge weiterhin zu Streitigkeiten mit den in Basel weilenden Hugenotten. Eine unveröhnliche feindliche Haltung nahm Osmolski insbesondere gegenüber dem Senior der französischen Kirche ein. Er nahm es sogar seinen schweizerischen Freunden übel, daß sie ihn nicht in geziemender Weise vor Beleidigungen, dem Unrecht und der Hinterlist, die er seitens des Seniors ertragen mußte, schützten, ebensowenig vor seinen Denunziationen bei der Stadtbehörde und davor, daß jener sich mit dem Degen auf ihn zu stürzen drohte: «*Es wäre angebrachter, wenn man ihn vor einem verbrecherischen Menschen schützen würde, als daß man den Messerhelden verteidige, und daß man die französische Kirche von dieser Pest befreie, bevor diese sich verbreite und andere anstecke*».

Im Jahre 1585 machte sich Osmolski wieder auf die Reise in die Heimat, jedoch mit der Absicht, so rasch wie möglich in die geliebte Stadt am Rhein wieder zurückzukehren. Und auch diesmal hatte er eine Reihe von heiklen Angelegenheiten seiner Basler Freunde in Polen zu erledigen, zum Beispiel die Einziehung von Geld, das Przeclaw Palczowski, der Konviktor von J. J. Grynaeus, aufgenommen hatte. Die Angelegenheit mit diesen unsoliden Prellern war nicht leicht in Ordnung zu bringen. Als das Appellieren an das Gewissen nichts half, entschloß sich Osmolski, sich stärkerer Argumente zu bedienen, das heißt der Familie Palczowski die ganze Sache deutlich auseinanderzusetzen.

Als dann Osmolski im nächsten Jahr aus Polen zurückkehrte, hielten ihn in Nürnberg, wie es schien zunächst nur kurze Zeit, Krankheit sowie «häusliche, gewaltig aufregende Angelegenheiten in der Heimat» auf. In seinen Briefen an die Basler Freunde bekundete er jedoch unermüdlich seine Absicht, sich so schnell wie möglich wieder in Basel einzufinden. «Und wenn sie (die Stadt) mir jemals gefallen hat, so möchte ich mich am liebsten gerade jetzt in dieser befinden». Inzwischen aber kam es zu grundsätzlichen Änderungen der politischen Situation Polens, und zwar im Zusammenhang mit dem Tode des Königs Stefan Batory und des darauffolgenden fieberhaften Kampfes zwischen den Parteien, der schließlich mit einer Doppelwahl auf den polnischen Königsthron des Erzherzogs Maximilian und des schwedischen Königssohns Zygmunt Wasa endigte. Wegen dieser Ereignisse verlängerte Osmolski seinen Aufenthalt in Nürnberg für nahezu fünf Jahre, mindestens bis April 1591. Diese Stadt lag für ihn an einer großen, ohnegleichen bequemeren Verkehrsstraße als das viel entferntere Basel, da eine ständige, wöchentlich einmal abgehende Post nach Polen es Osmolski gestattete, den Gang der Ereignisse stets zu verfolgen und gleichzeitig seine eigenen Vermögensangelegenheiten im Auge zu behalten.

Auch begannen ihn immer mehr die Reize Nürnbergs gefangenzunehmen, die Dynamik dieses großen kaufmännischen Emporiums, die Zweckmäßigkeit seiner Verwaltung und der Einrichtungen. Basel und der dortige Bekanntenkreis wurden zwar nicht völlig vergessen. Im Briefwechsel mit seinen Freunden brach zeitweilig die Sehnsucht durch und der Wunsch, an den geistigen Gütern des Basler Milieus teilzunehmen; so erinnerte er sich «der sehr gelehrten Vorträge im Dom, der überaus scharfsinnigen und gewandten Disputationen». In den freundschaftlich geschriebenen Gegenbriefen vernimmt man von Ratschlägen und Zuspruch der Basler; sie empfahlen dem Polen, vorsichtig und zurückhaltend vorzugehen und nicht impulsiv zu handeln.

Es war noch eine besondere persönliche Beziehung, die Osmolski zunächst in Nürnberg zurückhielt, das Zusammentreffen mit dem berühmten Alchimisten Alexander Seton, «dem schottischen Grafen», wie er sich selbst nannte. Anfangs zwar rügte Osmolski, als strenger Calvinist und unter dem Einfluß der Ermahnungen seiner Basler Freunde, in verbindlicher Form den geheimnisvollen Magiker, wenn er seine alchimistischen Experimente durchführte; bald jedoch begann bei ihm immer stärker die Neugierde zu überwiegen und wahrscheinlich auch der Wunsch, sich auf leichte Weise zu bereichern. So konnte er der Versuchung

nicht widerstehen, in das Wesen der Experimente einzudringen und selber sich diesen hermetisch verschlossenen, vor den Augen des Laien sorgfältig gehüteten Wissensbereich anzueignen. Infolge des ungewöhnlich versteckten Vorgehens Setons war das aber nicht leicht, da er «es keinem einzigen Worte gestattete, seinem Munde zu entschlüpfen und gleichsam wie ein Orakel sprach».

Die Beziehungen Osmolskis zu dem schottischen Grafen enthüllen eine interessante, wenig bekannte Seite in der Geschichte der Irrwege der polnischen Alchimie: sie bilden das erste Glied der Kontakte zwischen dem Hauptvertreter dieser Geheimwissenschaft mit dem Polen. Die Experimente des Schotten und seines polnischen «Assistenten» begannen die Sensation des Tages zu werden. Es kam dazu, daß zuerst der Stadtrat von Nürnberg die beiden mit großen Ehren auf dem Rathaus empfing. Dann, im Winter 1586/87, folgte ein Schau-Experiment Setons in Gegenwart des Markgrafen von Ansbach, der persönlich in die Blasbälge blies («ipse folles ducente»), des Grafen Mansfeld, eines Arztes und unseres Polen. Als angebliches Resultat dieses Experimentes wurde die innerhalb von nicht ganz zwei Stunden vollzogene Umwandlung von Quecksilber in «purissimum aurum» vorgewiesen, wie der begeisterte Osmolski den Baslern mitteilte. Er berichtete ihnen auch von den andern Erfindungen Setons, u. a. «von jener berühmten Flüssigkeit, die ununterbrochen in der Dunkelheit leuchtet» und von ähnlichen «zahlreichen Experimenten, die man als wahrhaft übernatürliche Magie bezeichnen kann». So wurde aus dem anfänglich vorsichtigen und skeptischen Beobachter Osmolski ein leidenschaftlicher und entschlossener Verehrer des Geheimwissens. Doch brach der direkte Kontakt mit Seton ab, da dieser nach Danzig abreiste, wobei Reiz und Zauber dieser ungewöhnlichen Gestalt noch lange nachwirkten. Der Briefwechsel mit ihm blieb bestehen. Der schottische Graf schrieb im Laufe des Jahres 1587 einige Male an Osmolski über den Stand der polnischen Angelegenheiten, diesmal nicht in Rätseln, sondern Tatsachenberichte («*litteras minimo magicas*»), wie Osmolski unterstreicht.

Während Osmolski in Nürnberg sich auch andern Eindrücken und Neuheiten hingab – unter anderem interessierte er sich für das Auftreten eines Sabbattisten, der das neue Kommen Christi verkündete – gaben ihm die polnischen Verhältnisse zu denken, die unübersichtliche äußere und innere politische Lage in der Heimat. Von dort her trafen unwahre und sich widersprechende Nachrichten ein («*omnia conficta erunt*»); aus Prag, Wien und Schlesien dagegen war es verboten, irgend etwas über die Vorbereitungen

des Erzherzogs Maximilian zum Feldzug nach Polen zu schreiben und zu berichten. Das beharrliche, längere Fehlen von Nachrichten von seinen Gütern vergrößerte seine Ungewißheit, und Versuche zum Anknüpfen einer Verbindung mittels eines entsandten Dieners hatten keinen Erfolg. «Alles ist geschlossen», klagt er, und die Wege sind infolge der Heeresbewegungen und des Krieges schwer zu passieren». Unter diesen Umständen quälten ihn schlimme Gedanken, insbesondere die Befürchtung, daß Polen das Schicksal Ungarns, das zwischen Österreich und der Türkei zerrissen war, teilen müsse.

Im Jahre 1588 erinnerte inzwischen der uns bekannte Basler Professor J. N. Stupanus die Gelehrtenwelt an die Person seines frühern polnischen Mäzens, indem er in Mömpelgard den zweiten Teil seiner lateinischen, nie völlig vollendeten Übersetzung sämtlicher Werke Machiavellis veröffentlichte (*Disputationum de republica quas discursus nuncupavit libri III*). Die Widmung war an Osmolski gerichtet. Verlegt und gedruckt wurde dieses Werk außerhalb Basels. Dies war eine Folge der Umstände, unter denen die Übersetzung von «*Il Principe*» im Jahre 1580 erschienen war, wo die Universität ihre Zensurfunktion ausgeübt und in der Folge den Übersetzer selbst zeitweilig (1581–1583) in seinem Amt suspendiert hatte. Es ist deshalb nicht daran zu zweifeln, daß diese Übersetzung der *Discorsi* von 1588 – die übrigens unter großen Vorichtsmaßnahmen publiziert wurde, indem der Übersetzer seinen Namen nur mit den Initialen preisgab – nicht mit Erlaubnis, ja vielleicht ausdrücklich gegen den Willen der offiziellen wissenschaftlichen Instanzen Basels erschien.

Der Aufenthalt Osmolskis in Nürnberg begann sich zu verlängern, und so wurde die Abreise nach Basel immer ungewisser, obwohl Osmolski in den Briefen an seine Basler Freunde das Verlangen, sie zu sehen, mit ihnen zusammenzukommen und zu diskutieren, ständig betonte. Übrigens schrumpfte sein Freundeskreis allmählich immer mehr zusammen. Das zunehmende Alter und die ihn immer öfter heimsuchenden Krankheiten hätten Osmolski geboten, das Ende seines irdischen Daseins ins Auge zu fassen, sich darauf innerlich vorzubereiten und seiner weltlichen Interessen zu entsagen. Doch wollte ihm diese Verlagerung auf fromme Gedanken nicht recht gelingen. Mit geheimer Beschämung berichtet er darüber, wie er beim Betreten der Nürnberger Kirchen sich dabei ertappte, daß er «trotz des Widerstandes des Geistes» (*reluctando genio*) weltliche Dinge im Kopfe habe, wobei er nicht zuletzt an den Meisterwerken der dort befindlichen Bildhauereien und der ganzen künstlerischen Ausstattung sein Entzücken fand.

Zwar schien es, daß er auf das Frühjahr 1589 nach Basel zurückkehren werde. Inzwischen aber, im März dieses Jahres, verschlimmerte sich seine Krankheit in gefährlicher Weise. Verursacht war dies durch eine Kurpfuscherin (empirica mulier quaedam), die, anstatt ihn zu heilen, durch ihre kalten Umschläge (cataplasmaticis frigidissimis) einen permanenten Fieberzustand hervorrief, der den ganzen Sommer andauerte. Nachdem er diese Krankheit überstanden hatte, wurde er durch Nierensteine geplagt. Als diese Anfälle vorbei waren, wagte er erneut, an Basel zu denken.

Dazu zwang ihn die schlechte Verwaltung seines dortigen Grundstückes und des auf Zinsen angelegten Kapitals. Früher hatten seine Schweizer Freunde Theodor Zwinger und Christian Wurstisen die Verwaltung zu seiner großen Zufriedenheit geführt. Nach ihrem Tode ging sie in die Hände seines Pflegesohnes M. Chmielecki über, der gerade auf den Lehrstuhl für Logik berufen worden war. Obwohl er diesem Ehrlichkeit, Frömmigkeit, Klugheit und eine philosophische Einstellung zuerkannte, glaubte er vermuten zu müssen, daß er hinter seinem Rücken übermäßig große Summen für eigene Bedürfnisse ausbebe und daß er trotz aller Ermahnungen sich nicht bemühe, diese Handlungsweise zu ändern. Auch lege er keine Rechnungen vor und, was das Wichtigste sei, stelle seinem Auftraggeber nicht, wie abgemacht sei, zur Frankfurter Messe die ihm zukommenden Einnahmen zu. Um Chmielecki zu einer ehrlichen und tüchtigen Verwaltung des in der Schweiz angelegten Vermögens anzuhalten, entwickelte Osmolski eine doppelte Taktik. Einerseits schrieb er Klagen über ihn in seinen Briefen an die Schweizer und drohte, die Verwaltung Joh. Jac. Grynaeus oder Basilius Amerbach zu übertragen, andererseits gab er zu verstehen, daß er ihm im Falle einer guten Verwaltung in seinem Testament «nec vulgaria nec contemnenda» vermachen werde. Obwohl nun der Pflegesohn seine Nachlässigkeit tatsächlich ausglich und sich eifrig mit dem Sammeln und dem Überweisen der Zinsen beschäftigte, kam es in Kürze zu neuen Schwierigkeiten mit dem schweizerischen Vermögen Osmolskis. Die umfangreiche Basler Residenz erforderte große Auflagen; so traten die Freunde mit dem Vorschlag an ihn heran, sie zu veräußern und an ihrer Stelle ein bescheideneres Haus zu kaufen und zwar eines, das demnächst zur Versteigerung kommen sollte. Osmolski sträubte sich gegen diesen Vorschlag, wobei er mit kläglichen Worten darlegte, daß er ihm unangenehm sei, in einem weniger repräsentativen Haus und an einer für den Empfang von Freunden nicht bequemen Lage der Stadt zu wohnen. Es tat ihm besonders um das Viridarium leid, das er «als ausgezeichnetes Mittel gegen Einsamkeit und

Trauer» betrachtete. Es ist für diesen scheinbar vollkommenen Realisten doch bezeichnend, daß er energisch dagegen protestieren konnte, alles vom utilitaristischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Im Zwiespalt zwischen der Anhänglichkeit an die Heimat und der Liebe für die Schweiz, wohin es ihn ununterbrochen von Nürnberg aus drängte, entschloß Osmolski sich schließlich zu einem, wie er meinte, vorübergehenden Besuch Polens. Nach seiner Ankunft in Osmolice im Jahre 1591 nahm er jedoch seinen Briefwechsel mit den Basler Freunden sogleich wieder auf. Da er dauernd kränklich war und von der Arthritis derart geplagt wurde, daß es ihm nur unter Schwierigkeiten gelang, ein paar Worte zu schreiben, stieß ihm ein neues Ungemach zu. Es bestand darin, daß in Basel – absichtlich, wie er annahm – Gerüchte über seinen Tod verbreitet wurden. Dies verursachte ernsthafte Schwierigkeiten bei der Auszahlung der Zinsen seitens des Stadtschatzmeisters, der seit dem Jahre 1591, das heißt seit der Rückkehr Osmolskis nach Polen, ein eigenhändiges Quittieren der übersandten Summe forderte, obwohl Osmolski vor seiner Abreise eine Vollmacht auf Lebenszeit zum Empfang und Quittieren der Zinsen zurückgelassen hatte. Infolge der Verkehrsschwierigkeiten zwischen Polen und Basel wandte er sich an seine Schweizer Freunde, um die Beamten des städtischen Fiskus zu bewegen, von derartigen Formalitäten abzusehen und seine an die Basler geschriebenen Briefe als ausreichendes Lebenszeichen anzuerkennen. Allmählich begannen ihm auch seine Güter in Polen Sorgen zu bereiten, da infolge seiner Langlebigkeit seine Erben deutliche Ungeduld an den Tag legten. Selbst die Verwalter sahen sich immer mehr, wie er feststellte, «nach der aufgehenden, und nicht nach der untergehenden (d. h. nach Osmolski) Sonne» um.

Ungewißheiten und schlimme Vorahnungen quälten ihn auch beim Anblick der unstabilen Situation in der Heimat, da diese auf den drohenden Krieg mit der Türkei keineswegs vorbereitet war. Es bedrückte ihn die Zerrüttung der öffentlichen Angelegenheiten, das Sichbreitmachen der Parteien, die Ausdehnung der Häresie (des Arianismus), die Suspension der calvinistischen Gemeinden. Angesteckt von dem Pessimismus der biblischen Propheten, fürchtete er für Polen und die Welt das Schlimmste. In der Voraussicht seines nahen Todes übersandte er Wünsche «*meliora et pacata*» an den Rat und die Bewohner der Stadt Basel und äußerte sein Verlangen, unter ihnen die Augen schließen zu dürfen. Noch immer widmete er sich verschiedenen ökonomischen Angelegenheiten, er kaufte Bücher und suchte seine verwirrten Vermögenssachen in Ordnung zu bringen. Inmitten dieser Tätigkeit schied er

im Winter 1593/94 aus dem Leben, höchstwahrscheinlich in Osmolice.

Der Haupterbe, Adam Gorajski, machte sich energisch an die Durchführung der Erbangelegenheiten heran. Während die Frage der Erbschaft im eigenen Lande keine Schwierigkeiten darstellte, erwies sich die Übernahme des im Ausland hinterlassenen Besitzes als kompliziert, und zwar infolge Fehlens einer diesbezüglichen besonderen Testamentsverfügung. Insbesondere heikel war die Angelegenheit der sich in der Basler Residenz des Verstorbenen befindenden Mobilien, die dieser für seinen Diener bestimmt hatte, und auf welche Chmielecki Anspruch erhob. Die in Basel verbliebenen Bücher wurden in einem auf Initiative von Joh. Jac. Grynaeus angelegten Inventar erfaßt. Letzterer erhielt diese, wie es scheint, von Gorajski, als Geschenk nebst einem Geldvermächtnis und einem Pokal. Außerdem garantierte Gorajski ihm die Finanzierung der Herausgabe eines seiner Bücher, wie Grynaeus wünschte, eines solchen aus dem Bereich der Geschichte, das Gorajski sogar in polnischer Übersetzung zu veröffentlichen versprach. Den größten Wert stellte das in Zinsen angelegte Kapital dar. Um dieses herauszubekommen, entfaltete Gorajski die größten Anstrengungen. Unabhängig von den in Basel unternommenen formal-rechtlichen Schritten – Übersendung einer Abschrift des Testaments und Bestimmung eines Bevollmächtigten in der Person von K. Albertinelli – beschloß der Erbe, die Hilfe Chmieleckis sowie des Grynaeus in Anspruch zu nehmen. Ob und was für Ergebnisse diese Bemühungen erbrachten, ob dieses Kapital nicht das bekannte Los der sogenannten «neapolitanischen Summen» geteilt hat, das heißt jener Mitgift der Königin Bona Sforza, der Gemahlin des Königs Sigismund I. († 1548), die von dem spanischen König Philipp II. widerrechtlich weggerafft und Polen niemals zurückgegeben wurden, darüber wissen wir nichts zu sagen.